

V. Es gehen gebückt auf dich zu die
Söhne derer, die dich gebeugt /
zu deinen Fußsohlen bücken sich alle,
die dich geschmäht / und nennen dich:
Seine Stadt, das Zion des Heiligen Israels.
Statt daß du eine Verlassene warst /
eine Gehäßte, der keiner sich nahte /
setz Ich dich ein zum ewigen Stolze /
zur Freude für alle Geschlechter.

Jes 60, 14—15

V. Weil du so wert bist in Meinen
Augen / teuer Mir bist und Ich
dich liebe / gebe Ich Menschen
statt Deiner und Völker
für deine Seele.

Jes 43, 4

A. Glück zu Dir, Israel! † Wer ist
Dir gleich / Du Volk, das befreit
ward durch Ihn, den Schild Deiner
Hilfe / Ihn, der das Schwert dei-
nes Sieges ist / Deinen Fein-
den wird's fehlen / du aber — über
ihre Höhen nimmst
du den Weg.

5 Mose 33, 29

Bitte um das baldige Kommen des Weltensabbats

V. In dem Glauben, daß Jesu Wieder-
kunft naht / und dann eilends
die Stunde kommt / da die Liebe Gottes
sich ausgießt über Sein Volk /
und Gottes Gericht sich nach Seinen
Verheißungen in Gnade verwandelt /
zünden wir das Sabbatlicht an und
beten:

A. Herr, † laß kommen den Sabbat Israels, /
den Sabbat der Welt und
der Völker, / den Sabbat
des letzten Tages, / da Du, Gott,
sein wirst alles in allem / und die
Hütte Gottes unter uns Menschen /
und die Erde zum Paradies geworden
sein wird / da Du, der heilige
Schöpfer und Erlöser, Weltensabbat

feiern kannst / weil alle
Feinde zu Füßen Deines Sohnes
gelegt / und damit alle Deine
Leiden beendet sind.

Lied: Sabbat, wir grüßen dich,
und benedeien dich,
Sabbat, du Tag ew'ger Ruh.
Gott selbst nun ruhet aus,
Kinder im Vaterhaus
feiern mit Gott voller Freud.

Sabbat voll Glanz und Schein,
du tauchst die Schöpfung ein
in Gottes Herrlichkeit.
Alles strahlt Gott nun aus,
das ganze Schöpfungshaus
preiset den Schöpfer, den Herrn

Sabbat, du strahltest auf,
als der vollbracht den Lauf,
der für uns ging in den Tod.
Friede und Freud' brach an,
da Jesu Kreuzesbahn
und alles Leiden beendet.

„Sabbat, o komme bald!“,
es durch das Weltall schallt,
„Sabbat für Israel,
da es den Sohn erkennt,
Ihn vor den Völkern nennt,
Sabbat — o Friedensreich, komm!“

Sabbat für alle Welt,
letzter Feind ist gefällt,
Sabbat! jauchzt all Kreatur.
Gott auf der Erde thront
und bei den Menschen wohnt;
Liebe, die hat es vollbracht.

Sabbat für Gottes Herz,
es weicht aller Schmerz,
Sein Heilsplan ist nun erfüllt.
Alles ist heimgekehrt
und Gott in Liebe ehrt,
feiert mit Ihm ohne End.

4. Toleranz in christlicher und jüdischer Sicht

Von Prof. Dr. Anton Voegtler, Freiburg i. Br.

Ein Bericht über die Lübecker Studententagung des Deutschen Evangelischen Ausschusses für Dienst an Israel vom 27. Februar bis zum 2. März 1956.

Der vorgesehene Tagungsort für die diesjährige Begegnung zwischen Christen und Juden, die dem Deutschen Evangelischen Ausschuss für Dienst an Israel zu verdanken ist, war dem Thema durchaus angemessen. Die alte Hansestadt galt von jeher als eine Stätte der Pflege guter menschlicher Beziehungen innerhalb der Stadt und der Welt. Das klang bereits am öffentlichen Eröffnungsabend aus den Begrüßungsworten der Vertreter der Stadt, der evangelisch-lutherischen Kirche Lübeck und des kleinen Restes der jüdischen Gemeinde (28 Mitglieder gegenüber früheren 600) immer wieder hindurch. Zu den deutschen Teilnehmern hatten sich

denn auch zahlreiche Gäste von außerhalb der deutschen Grenzen gesellt, aus Holland, Frankreich, Dänemark, Schweden, Norwegen, England, Schottland und Österreich. Eine besondere Note erhielt die Studientagung durch die Teilnahme starker Gruppen von evangelischen Theologiestudenten und -studentinnen aus Berlin, Göttingen, Hamburg, Mainz, Münster und Tübingen. Diesen jungen Leuten sollte Gelegenheit gegeben werden, zu hören, zu lernen, und einen Weg der Begegnung — fernab von den Sünden und Nöten der Väter — zu suchen.

Es geht bei der Frage der Toleranz letztlich um den konkreten Menschen. Ein Stück erlebtes, durchlittenes Leben wollte deshalb Prof. Dr. K. H. Rengstorf zur Einstimmung bieten, wenn er im Rahmen des Begrüßungsabends im dicht gefüllten Colosseumsaal in sei-

nem feinsinnigen Vortrag „Zwischen Sinai und Golgatha“ den religiösen Weg Franz Werfels zeichnete, den „Weg eines Jesus-gläubigen Juden, der aber kein Christ war“, wie Rengstorff ihn nannte.

Die einzelnen Tage wurden jeweils wie üblich durch eine *Bibelarbeit* eingeleitet. Sie wurde dieses Mal ausschließlich von einem führenden jüdischen Theologen, Landesrabbiner Dr. *Holzer*-Dortmund, bestritten. Von Bibelstelle zu Bibelstelle gleitend erarbeitete er die Forderungen des Heiligen Gottes hinsichtlich Tempel, Priester, König, Moses, und zwar nach der strengen Interpretation, die durch „die Lehre“, durch die jüdischen Weisen, überliefert ist. Der nachhaltige Eindruck dieser so andersartigen und vom Standpunkt der Zusammenhangsexegese, also der historisch-kritischen Exegese, als höchst gewaltsam empfundenen Auslegung bekundete sich in der Aussprache nicht zuletzt in dem regen Interesse der studierenden Generation an der Frage nach dem zugrundeliegenden hermeneutischen Prinzip und der Entstehung dieses Auslegungsverfahrens aus dem Protest des frühen Rabbinate gegenüber der Apokalypitik.

Der erste Tag stand unter dem Thema „*Herkunft und Wesen der religiösen Toleranz*“. Landesrabbiner Dr. *R. R. Geis*-Karlsruhe konnte und mußte einleitend darauf hinweisen, daß uns die Toleranzidee nach den fürchterlichen Erfahrungen der zurückliegenden Jahre, die in erster Linie die Juden, dann aber auch alle wirklichen Christen machen mußten, aus eigenstem Erleiden beschäftigt. In seinem klaren Referat über den Toleranzgedanken im Judentum stellte er sodann zwei Gedanken des historischen Judentums heraus, die für das Verständnis des Fremden und der fremden Religionen von Bedeutung sind. Einmal werde dem Juden seit dem Sinai unter Erinnerung an die Erfahrung in Ägypten die Achtung und Liebe zum Fremdling, zum sozial Schwachen, immer wieder eingepreßt: denn Fremde wart ihn in Ägypten! (Lev. 19) Wo der Heide nicht im Verband des Götzendienerischen stehe, sei von militantem Geist nichts zu merken. Zum andern leitete der Talmud aus dem 1. Buch Mosis die sogenannten noachidischen Gesetze ab, die allen Menschen Gotteslästerung, Götzendienst, Unzucht, Blutvergießen und Raub verbieten. Wer diese Gebote hält, darf als Verehrer des Einen Gottes gelten und findet Anerkennung seines — wie immer gearteten — Glaubens. Die Rabbinen und Religionsphilosophen des Judentums anerkannten deshalb konsequent Christentum und Islam als Wege zu Gott, und zwar selbst dann, wenn die Synagoge unter den beiden Religionen zu leiden hatte. Für das Judentum handelt es sich deshalb im Unterschied zum Christentum nicht darum, alle Völker zu missionieren, sondern das alte Volk zu erhalten, die vorläufige Provinz des zukünftigen Reiches Gottes. Christentum und Islam seien ihm Vorbereitung und Einleitung zum erwarteten Messias. Der Begriff der Toleranz, also des Duldens und Ertragens anderer Glaubensüberzeugungen, müßte deshalb nach jüdischer Überzeugung eine Erweiterung erfahren hin zum Gedanken der vollen Anerkennung anderer Glaubenswirklichkeiten, freilich unter Aufrechterhaltung des eigenen Auftrags und der sich daraus ergebenden Lebensformung. Eine Toleranz, die den andern gerade noch duldet, heiße, den andern beleidigen! Daß es der Talmud an anderen Äußerungen nicht fehlen lasse, sei begreiflich angesichts der schrecklichen Judenverfolgungen von christlicher Seite: man darf vom andern nicht verlangen, was man selbst nicht tut!

Das großangelegte christliche Korreferat von Prof. Dr. *K. Goldammer*-Marburg behandelte zunächst Intoleranz und Toleranz (die als Idee und Praxis Reaktion

auf die Intoleranz ist) als Bestandteil eines umfassenden Komplexes religionsgeschichtlicher Erscheinungen, sodann die Rolle der Duldungs- und Duldsamkeitsforderung in der Geschichte des Christentums (die Duldung nach außen und nach innen: Konfessionen, Sekten, Ketzer), ferner die Hauptformen der Toleranz und schließlich die grundsätzliche Betrachtung der Toleranzforderung innerhalb des Christentums. Letztere müsse ausgehen vom biblisch-christlichen Menschenbild, das neben den Gedanken der natürlichen Gottesebenbildlichkeit des Menschen das Gebot der absoluten Nächstenliebe stellt und damit zur Respektierung der menschlichen Persönlichkeit, auch des Andersdenkenden, nötigt. Die Erringung eines „humanistischen“ Toleranzstandpunktes könne der Christ auch beim ernsthaft sich mühenden Nichtchristen voraussetzen. Über diese „schöpfungstheologische“ Forderung einer humanistischen Duldsamkeit hinaus werde der Christ aber durch den Gedanken der Nachfolge Christi, durch das Vorbild des duldenden und geduldigen Gottmenschen Jesus Christus auf das Toleranzideal gewiesen. Nachdrücklich betonte Goldammer abschließend, daß echte Toleranz Absolutheitsanspruch voraussetzt, nur standpunktgebunden sein kann, also — im teilweisen Unterschied zu Dr. Geis — nur formale, nicht inhaltliche Toleranz sein kann, während die Preisgabe des eigenen Standpunktes Toleranz illusorisch macht. Wer nichts absolut setzt, braucht nichts zu tolerieren. Daher ist Toleranz genau so wie Intoleranz überhaupt nur auf religiöser Basis möglich.

Die Aussprache ließ eine Reihe von Fragen aufwerfen: Inwieweit ist in einer Religion mit Absolutheitsanspruch Toleranz überhaupt möglich? Ist die Darstellung des jüdischen Referenten nicht zu einseitig? Kann das Judentum auf Mission verzichten? Wie ist das Verhältnis des Juden zu den innerjüdischen Sekten? — die 12. Bitte des Achtzehnbittegebets richtet sich gegen die Ketzer! Ist die inhaltliche Toleranz, die jüdischerseits beansprucht wurde, nicht aufklärerisch oder relativistisch zu verstehen? Kennt die rabbinische Theologie nicht auch das *extra ecclesiam nulla salus*? Ist der Begriff Toleranz nicht zu liberal, sollte man nicht eher von „Liebe“ sprechen, die sich praktisch als Toleranz auswirkt, diese überbietet? Übung der Toleranz, erklärte Dr. Geis jedenfalls hierzu, falle dem Christentum schwerer als dem Judentum. Denn edles Christentum müsse einen Auftrag am Judentum erfüllen, wie der ganzen Menschheit, so auch diesem das Heil des Kreuzes bringen, während sich der jüdische Universalismus am Ziele fühle, vor Gott. Wichtiger als eine Lösung der gesamten Problematik sei indes, daß wir, Juden und Christen, uns sehen, nachdem wir uns beinahe zwei Jahrtausende nicht sahen, und zwar uns sehen unabhängig von der Frage der Berechtigung und Pflicht der Mission. Das sei eben möglich geworden durch die gleiche Erfahrung im Dritten Reich. Dr. Goldammer verteidigte nach wie vor die Unterscheidung von humanem und christlichem Toleranzdenken (Nächstenliebe), weil wir die *theologia naturalis* nicht ignorieren dürften, und unterstrich erneut, daß der Totalitätsanspruch der Religion kein Widerspruch zum Toleranzgedanken ist.

„*Der religiöse Absolutheitsanspruch*“ war das Thema des zweiten Tages. Ausgehend von drei protestantischen Theologien (A. v. Harnack - K. Heim - R. Bultmann), die alle in unzureichender Weise den Menschen zum Ausgangspunkt machen würden, entwickelte der erst kurz zuvor gewählte Bischof von Lübeck, Prof. Dr. D. H. Meyer, mit deutlicher Spitze gegen die enthistorisierende Theologie Bultmanns, unter dem Thema „Das Wesen des Christentums“ in möglichst weit gehaltener Formulierung eine *Summa theologica*. Das

Wesentliche, so führte der Referent u. a. aus, ist nicht die Gabe, die Rechtfertigung, die Gnade, sondern der Geber, der uns hat und an dessen Gaben wir teilhaben, Jesus Christus, durch den wir gerechtfertigt wurden. Daß in Jesus von Nazareth Gott Mensch wurde, bedeutet für den Menschen, daß dieser von Gott her aus der Mittelpunktposition und damit aus der Einsamkeit befreit und in die Gemeinschaft der Glaubenden hineingenommen wurde. Toleranz ist vom Menschen her unmöglich, eine Utopie. Zu begründen ist sie nur aus dem Zentrum der christlichen Botschaft: der Toleranz Gottes, der den Menschen in seiner Sünde strafe und doch trägt, der von den Sündern getötet wurde und doch bei den Rebellen, den Sündern bleibt.

Demgegenüber suchte Rabbiner Dr. *Azarja*-Köln das Wesen des Judentums aufleuchten zu lassen: Das Judentum hat am Sinai die hohe Aufgabe auf sich genommen, den einen Gott zu kennen und ihm zu dienen, ihm immer ähnlicher zu werden und damit der Träger der Geschichte zu sein: alle Welt wird im Sinne des jüdischen Messianismus und Universalismus vor Gott niederfallen und das Joch seiner Herrschaft auf sich nehmen. Die eigene Geschichte wird so zur Weltgeschichte. Damit verbindet sich die Achtung vor der Menschenwürde; der Begriff der Humanität ist vom Judentum geschaffen. Dem entspricht der jüdische Grundsatz: besser Unrecht dulden als Unrecht tun! Die höchste Forderung des Judentums ist eben nicht der Glaube, der in der Heiligen Schrift vielmehr vorausgesetzt ist, sondern das Tun, die Erfüllung der 613 Gebote (*mizwot*), welche die Gemeinschaft der Menschen bewirkt. Die Erfüllung der Gebote, ohne die es nach den Rabbinen keine Thora gibt, ist wichtiger als die Erkenntnis Gottes. Denn an den Menschen, an ihrem göttlich bestimmten Tun, wird Gott erkannt. Die Reihenfolge ist also umgekehrt wie im Christentum: erst das Gebot, dann die Gnade! Im Judentum wählt der Mensch Gott, nicht umgekehrt — wie im Christentum — Gott den Menschen. Gegenüber der christlichen Lehre, daß Gott Mensch wurde, wahrte die jüdische das Geheimnis Gottes. Anstelle der Erlösung lehrt das Judentum das Streben nach Versöhnung. Während der Mensch im Christentum erlöst ist, im Glauben sozusagen das Endziel gefunden hat, stellt das Judentum den Menschen vor eine unendliche, täglich neue Aufgabe: nie ist der Mensch ein gerechter!

Begreiflicherweise ließ die Aussprache gerade dieses Tages einen Großteil der angerührten Problematik unausgesprochen; und manche aufgeworfene Frage blieb unbeantwortet. So z. B. auch die Frage an Dr. *Azarja*, wo der Unterschied sei zwischen dem Juden, der sich am Gesetz freue, der keine größere Freude kenne als das Studium und die Befolgung des Gesetzes, und dem selbstgerechten Pharisäer. Bischof *Meyer* bestätigte abschließend, seine These, Toleranz sei vom Menschen her unmöglich, sei durch seine praktische Erfahrung in der Asien-Mission bedingt. Und Dr. *Azarja* unterstrich noch einmal, daß das Judentum keinen adäquaten Ausdruck für Toleranz habe, diesen Begriff überhaupt nicht kenne, weil er in Widerspruch stehe zur Erschaffung des Menschen als Ebenbild Gottes. Ihm gegenüber fordere das Judentum Gerechtigkeit und Liebe, nicht Toleranz, nicht einfach Tolerieren. Im sachlichen Gehalt des geforderten Verhaltens erklärten sich schließlich beide Referenten einig. Vor allem ließ dieser Tag doch weitgehend die Erkenntnis reifen, daß es echte Toleranz immer nur zwischen *Menschen* gibt, oder, um eine Formulierung zu gebrauchen (Toleranz und christlicher Glaube, Frankfurt 1955) aus dem Buch von P. A. Hartmann S. J., daß Toleranz keine Gleichstellung des eigenen Glaubens mit anderen Glaubensüberzeugungen bedeutet, sondern eine

Gleichstellung der Menschen, die nach ihrer Überzeugung leben.

Zum Thema des dritten Tages „*Toleranz als praktische Aufgabe*“ konnte Pastor *Henry Rasmussen*-Kopenhagen an einem eindrucksvollen Beispiel illustrieren, was die Toleranz, noch mehr die Liebe in einer entsprechenden Situation vom Christen verlangt, so daß der Jude hinter dem Christen wirklich Christus selbst erblicken könne. Im Jahre 1943 stellten sich die dänischen Christen so tapfer vor die jüdische Bevölkerung, daß die Gestapo nur 500 Juden verschleppen konnte, und es rund 7 000 Juden gelang, sich in letzter Stunde glücklich nach Schweden zu retten. — Der Kulturreferent des jüdischen Zentralrates, Dr. *H. Lamm*-Düsseldorf, versuchte vom soziologischen Standpunkt die Sonderstellung des Juden in der Toleranzfrage zu präzisieren. Toleranz üben, also „dulden“, könne nur eine Gruppe, welche sich auch gegen das Dulden, also für die Intoleranz entscheiden könne . . . Toleranz sei deshalb primär eine Chance und Herausforderung für die jeweilige Bevölkerungsmehrheit, die eine Machtposition besitzt. Eine solche ging den Juden seit fast 2 000 Jahren ab. So habe es auch im Grunde dem abendländischen Judentum an Gelegenheit gefehlt, andere zu verfolgen; dieses habe seitens der Nichtjuden, der sogenannten „Wirtsvölker“, bestenfalls Toleranz erfahren können. Und vielleicht obliege dem Juden schicksalhaft die Rolle, als Andersgläubiger stete Bewährungsprobe für Christen und andere Nichtjuden zu sein.

Die Aussprache wurde auch hier offen geführt. Von christlicher Seite wies *Prof. Rengstorf* mit rücksichtsloser Ehrlichkeit darauf hin, daß die Christenheit in Deutschland in der einzigen ernststen Bewährungsprobe, die ihr gestellt wurde, im großen und ganzen versagte. Wie kommen wir weiter? *Prof. Michel*-Tübingen betonte auch bei dieser Gelegenheit wiederum, nur die Einsicht, daß wir Christen an Israel gebunden sind, wir es in der ganzen Bibel mit dem Juden zu tun haben, könne unsere falsche Einstellung gegenüber dem jüdischen Menschen entgiften. Die Frage nach der Intoleranz des Juden gegenüber dem Judenchristen wurde von jüdischer Seite dahin beantwortet, daß man dem Übergetretenen die Achtung nicht versagen könne, auch wenn man seine Handlungsweise zutiefst bedauere. Zu diesem Punkt äußerte *Dr. Lamm* in der späteren Gesamtaussprache noch folgende persönliche Ansicht: theoretisch könne es keinen Austritt aus dem Judentum geben. Ressentiments gegen Judenchristen habe es immer gegeben, nicht nur, weil die Motive zum Übertritt oft nicht sehr lauter waren, sondern auch, weil das Judentum als kleine Minderheit ohnehin versucht sein müsse, jeden Austritt als Verrat zu betrachten. Dies sei jetzt wohl nicht mehr so stark der Fall. *Dr. Lamm* gab auch wohl zu verstehen, daß die israelische Verfassung den noch im Lande lebenden Arabern sehr wohl volle Toleranz zubillige, daß diese Toleranz aber — wie überall — nicht vollkommen geübt werde, nicht zuletzt à conto eines noch überschäumenden Nationalismus.

Der Entschluß des Oberkirchenrats O. von *Harling*-Hannover, zum diesjährigen abendlichen Rundgespräch die Öffentlichkeit einzuladen, wurde sehr begrüßt. Ging und geht die Frage, die zur Diskussion gestellt war, doch alle an! „*Was können wir, Christen und Juden, gemeinsam für die Toleranz tun?*“ Allzuviel konkrete Ergebnisse durfte man von diesem völlig ungesteuerten Rundgespräch nicht erwarten. Um so wohlthuender mußte man die Stimmung empfinden: nicht nur seitens der offiziellen Gesprächsführer (von christlicher Seite der evangelische *Prof. Michel*. Tübingen und der katholische *Professor Schubert*, Wien; von jüdischer

Seite Generalsekretär L. Goldschmidt-Frankfurt, und Dr. Besser-Berlin), sondern auch von seiten des zahlreichen Publikums wurde nach den theoretischen Besinnungen der Vortage spontan immer wieder um praktischen Handeln mit der entscheidenden Frage aufgerufen: „Aber nun, was sollen wir *tun*?“ Mutig wurden Einzelbeispiele praktischer Toleranz genannt; man rede etwa nicht von „jüdischer Hast“; man biete in der Straßenbahn oder wo es sei dem alten Juden Platz an. Wichtiger als die Frage nach Begriff und Wesen der Toleranz, so ließ sich eine Stimme aus dem Volke vernehmen, ist die Forderung, Intoleranz zu vermeiden. Was als intolerant zu gelten hat, empfinde jeder ohnehin selbst sehr wohl! Die Beteiligung der theologischen Jugend brachte dem Gesprächskreis u. a. zum Bewußtsein, daß die Schuld der Hitlerepoche noch nicht praktisch verarbeitet ist, daß die Überwindung des Antisemitismus bei der Eltern-Generation ansetzen müsse. Ein Münsteraner Theologe, der sich auf dem Podium in das Gespräch einbeziehen ließ, berichtete, er sei nun zum ersten Male in seinem Leben mit Juden ins Gespräch gekommen. „Ich kann mein Bild vom Juden, das ich aus dem ‚Stürmer‘ bezog, korrigieren, aber die anderen am Biertisch?“ Fragen dieser Art bewegten noch einmal die Gesamtausprache. Wie lassen sich die zwölf Jahre antisemitischer Erziehung überbrücken, da die bewußten Anti-

semiten nun einmal zu dem erschreckend großen Kreis gehören, der von der Kirche nicht erreicht wird? Der Karfreitagsgottesdienst habe hier gewiß einen Dienst zu erfüllen; mehr noch der Schulunterricht, der immerhin 96 % der Bevölkerung erreiche. Wie läßt sich die Jugend praktisch an den Juden heranzuführen, der in Deutschland als Fremder gelte, als Angehöriger des Staates Israel, der in der Bevölkerung noch immer als derjenige betrachtet wird, der nach Schlüsselstellungen strebt? Der Christ müsse versuchen, die Sozialstruktur der Juden zu verstehen, so wie auch der Jude verpflichtet sei, sich gegen die bei ihm bestehenden Vorurteile zu wehren. So wenig die Vergangenheit vergessen werden dürfe, solle aber auch die ältere Generation, besonders die des Auslandes, nicht dauernd nur auf die Millionen umgebrachter Juden hinweisen, wenn man der denkenden Jugend einen neuen Weg zeigen will, anstatt sie zur Verzweiflung zu bringen oder ihr Schuldempfinden abzustumpfen. Die Durchführung einer Sammlung für das von dem deutsch-jüdischen Arzt Dr. Wallach geleitete Krankenhaus Schaare-Zedek in Jerusalem war ein würdiger Ausdruck des Geistes dieser Tagung. Nicht weniger aber auch die zum Abschluß geäußerte Anregung, die konfessionell getrennten Christen müßten sich ihrerseits erst mühen, alle gegenseitige Intoleranz zu vermeiden, um der Toleranz gegenüber dem Juden die Wege zu bereiten.

5. Ein Kampf um das Reformjudentum in Israel¹

Von Professor Dr. Hugo Bergmann, Jerusalem

In den ersten Augustwochen spielte sich in Israel ein Kampf zwischen orthodoxem und Reformjudentum ab, der schlaglichtartig die religiöse Situation in Israel erhellte und daher nicht unbeachtet bleiben darf. Vor einem Jahr waren Gerüchte verbreitet, daß Professor Nelson Glück, der bekannte Archäologe und Erforscher des Negev, der zugleich Präsident des Hebrew Union College in Cincinnati und des von Rabbiner St. Wise begründeten reformierten Rabbinerseminars in New York ist, beabsichtige, in Jerusalem eine Synagoge nach dem Muster des amerikanischen Reformjudentums zu errichten. Die Gerüchte wurden dementiert, beabsichtigt war vielmehr die Errichtung eines archäologischen Instituts, das unter der Patronanz der beiden genannten amerikanischen Institute stehen würde. Die Regierung Israels stellte hierfür einen Bauplatz im Zentrum der Stadt, in der Nähe des Hotels King David zur Verfügung. Innerhalb dieses Institutes, in seiner Bibliothek, sollte ein Betraum gebaut werden. Dieser Betraum wurde die Veranlassung des Streites, über den hier berichtet wird. Um diesen Streit verständlich zu machen, wäre es wohl nötig, eine Definition der beiden einander bekämpfenden Richtungen zu geben: dies ist aber recht schwierig. Man wird soviel sagen können: das orthodoxe Judentum steht auf der Grundlage der schriftlichen und mündlichen Überlieferung, wie sie niedergelegt ist in den großen Codices, deren bekanntester der Schulchan aruch aus dem 17. Jahrhundert ist, und entscheidet alle Fragen des religiösen Brauchtums in einer streng festgelegten Ableitung aus dieser mündlichen Überlieferung. Das Reformjudentum hat keinen derart festgelegten verbindlichen Codex, sondern räumt

der persönlichen religiösen Entscheidung des einzelnen einen Raum ein, dessen Breite in verschiedenster Weise variiert. Es gibt also wohl *ein* orthodoxes Judentum aber verschiedene Strömungen des Reformjudentums. Das Reformjudentum wird in Frankreich „Liberales“, in England „Progressives“ Judentum genannt. Sein bekanntester Vertreter in unserer Zeit ist Leo Baeck. Die beiden Oberrabbiner von Jerusalem, der aschkenasische Dr. Herzog und der sephardische Jizhak Nissim, vertreten das streng orthodoxe Judentum. Der 1933 verstorbene Oberrabbiner von Jerusalem hatte, obwohl selbst streng orthodox, eine versöhnliche Haltung eingenommen, während die jetzigen Oberrabbiner eine intransigente Richtung vertreten. Wie gesagt, war es der Plan der Errichtung eines reformierten Betraums innerhalb des geplanten archäologischen Institutes in Jerusalem, welcher der Anlaß des Streites wurde. Professor Glück wurde, als er im Sommer 1956 nach Jerusalem kam, vor das Oberrabbinat geladen; er erklärte, daß, obwohl der Gottesdienst in den reformierten Synagogen Amerikas zum großen Teil englisch abgehalten wird, dies in Jerusalem nicht der Fall sein würde, die Gebetsprache würde hebräisch sein. Auf die Frage, ob auch Außenstehende am Gottesdienst teilzunehmen berechtigt sein würden und ob Männer und Frauen zusammensitzen würden, antwortete er bejahend. Ein Bericht über die Aussprache ist nicht veröffentlicht worden, jedenfalls ist es zu keiner Einigung gekommen. Am 31. Juli veröffentlichte der oberste rabbinische Rat eine Erklärung des Inhalts: „Es ist die wohlüberlegte Ansicht des Rates, daß die Reformbewegung nicht die Erlaubnis erhalten darf, durch Eröffnung von Synagogen im Lande Wurzel zu fassen.“ Die Bewegung habe eine furchtbare Zerstörung angerichtet, habe große Segmente des Volkes ihrer Religion entrissen und zu ihrer Auflösung in den Wogen der Assimilation ge-

¹ Der nachfolgende Beitrag zeigt die Aktualität dessen, was Rabbiner Dr. Messinger, Bern, in Freiburg in seinem Vortrag vom 19. 11. 1950 über „Die religiöse Hoffnung des jüdischen Volkes — heute“ ausführte und der Rundbrief Nr. 10/11 brachte (Januar 1951, S. 15 ff.)